

**MARKUS GÖRES
MAURICE SUMMEN**

WAS ERSCHEINT, IST GUT, WAS GUT IST, ERSCHEINT

STAATSAKT STORIES

VERBRECHER VERLAG

Das Berliner Label staatsakt zählt seit zwanzig Jahren zu einem der aufregendsten Indies in Deutschland. Der Labelgründer Maurice Summen und der Autor und PR-Manager Markus Göres fangen die außergewöhnliche Geschichte in einer Art Oral History ein. Rund vierzig Künstler*innen kommen zu Wort – von Christiane Rösinger über The Düsseldorf Düsterboys bis Masha Qrella –, die auf ungewohnt offene Weise auch Auskunft über die eigenen Biographien geben. Sie unterhalten sich über ihre musikalischen Anfänge, reflektieren den Weg aus der Provinz in die große Stadt und ihre Formierung als Künstler*innen. Sie sprechen über Mainstream und Subkultur, über ihre Ängste und Hoffnungen. Und natürlich über die ewige Liebe zur Musik. Aus der Vielzahl der Stimmen entsteht so ein Gesellschaftsbild, das weit mehr umfasst als zwei Jahrzehnte Independent-Kultur.

I.	ÖDE AN DIE FREUDE	9
II.	ES LEBEN DIE DROGEN	57
III.	INDIE STADT	71
IV.	MAUERN	107
V.	WAS ERSCHEINT, IST GUT, WAS GUT IST, ERSCHEINT	115
VI.	MIETE STROM GAS	135
VII.	GOLDEN SONG	153
VIII.	SORRY FOR MY BAD ENGLISH, BUT MY GERMAN IS EVEN WORSE	161
IX.	ANTI ANTI / LIBERTATIA	167
X.	ALLES GRAU	183
XI.	ROCK 'N' ROLL & SOZIALSTAAT	197
XII.	VON DER KNEIPE IN DIE CLOUD	207
XIII.	VON EINEM, DER HIER SITZT UND BLEISTIFTE SPITZT	217
XIV.	LINK IN MY BIO	223
XV.	NEBEL (LIVE) / ALLES IST SO NEU UND AUFREGEND	237
XVI.	WAS JETZT KOMMT	249
XVII.	UND AUS DEN WOLKEN TROPFT DIE ZEIT	263
–	NACHWORT	269
–	DAS PERSONAL	271

Erste Auflage

Verbrecher Verlag Berlin 2023

www.verbrecherei.de

© Verbrecher Verlag GmbH

Fotoredaktion: Gabriele Summen

Satz: Christian Walter

Druck: CPI Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-95732-569-3

Printed in Germany

Der Verlag dankt Mareen Eser und Jana Kramer.

Für

Almut Klotz

DJ Patex

Françoise Cactus

Till The Morninglight

I. ÖDE AN DIE FREUDE

RAMIN BIJAN Umgezogen sind wir oft – vielleicht an die vierzehnmal. Doch gestrandet sind wir schließlich am äußersten Rand der BRD – in einem von Holland umschlossenen Zipfel des Münsterlands in einer angehängten Siedlung an einer der letzten Städte vor der Grenze – Wenningfeld bei Stadtlohn, tiefstes Westfalen. Einwohnerzahl: 300. Nachbarsjunge: Maurice Summen.

GUNTHER OSBURG Ich war dorfalternativ. Das war eine Mischung aus Punk, Hippie, Popper und Schützenfest. Außerdem war ich sehr darum bemüht, cool zu sein, was mir nicht sehr gut gelungen ist, aber immerhin so gut, dass die Dorfalternativen aus den umliegenden Dörfern mich als gleichwertig uncool akzeptiert haben.

RAMIN BIJAN Viele Orte gab es nicht im Münsterland, die einen magisch angezogen haben. Die Fabrik in Coesfeld war einer der Läden, den man durchlief wie eine Art Schule der Subkultur. Die ersten Male, Ende der 80er-Jahre, als ich mich voller Ehrfurcht in die »alte« Fabrik traute, war ich nur Zaungast, sah zu, wie Grufties sich mit Psychobillys prügeln und hoffte nur, dass keiner merkte, wie viel Schiss ich hatte angesichts dieser irren Parallelkultur mit ihren seltsamen Codes und Ritualen. Es gab auch noch ein paar Junkies dazwischen, aber die konnte ich noch nicht einordnen. Auf dem Land brauchte es halt immer etwas länger, bis das Urbane ankam. All diese Strömungen waren aber schon auf dem Weg nach draußen und sollten bald Platz für den Rave, Grunge und Crossover der 90er machen. Später war man dann schon Oberstufe und hing mit den coolen Kids in der Raucherecke der »neuen« Fabrik ab.

AXANA EXNER Ein Teil von mir wollte immer ein Junge sein. Und wenn kein Junge, dann doch zumindest ein Superheld. Stark in jedem Fall und vielleicht auch mit Bart, eine Mischung aus Batman und Magnum vielleicht, oder einfach einer von den drei???

JENS FRIEBE Ich wurde in Lüdenscheid geboren, einer Stadt im Sauerland. Es ist eine Gegend mit einer feuchtfröhlichen Natur und einem idyllischen Nachtleben. Mein Hintergrund war, was man bildungsbürgerlich nennen könnte. Das galt aber nicht in Bezug auf Musik. Niemand spielte irgendwas in unserer Familie oder hörte Klassik oder so. Es stand aber, als dekorative Antiquität, ein Harmonium im Flur. Auf dem drückte ich schon als Kleinkind immer rum und brachte mir das so halbwegs bei. Später wurde dann ein Klavier gekauft, weil das weniger nervt. Ich hab dann auch immer mal sporadisch versucht, richtig Klavierunterricht zu nehmen, aber da übte ich nie richtig für. Ich bin also im Wesentlichen Autodidakt.

HANITRA WAGNER Anfang der 90er in einer Leverkusener Plattenbausiedlung aufzuwachsen, klingt genauso überschaubar schön und interessant, wie es war. Glücklicherweise wohnten viele meiner Verwandten (Tante mit ihren zwei Kindern, Großeltern und Großtante) im selben Haus – von kirchlich angehauchter Musik (Großeltern) bis hin zu Schlager (Tante) und Radio (Großtante) war alles dabei. Meine Eltern hörten viel Neil Diamond, Cat Stevens, Sting, aber auch madagassische Musik. Musik war schon immer ein zentrales Element in der Familie; besonders mütterlicherseits gab es viele musisch begabte Personen; an der Seite meines Vaters ging der musikalische Kelch (zumindest in der praktischen Ausführung) weitestgehend vorbei – nicht so aber in der Rezeption derer und der Begeisterung für sie.

Mein Großvater war es, der meiner Schwester und mir ein Klavier schenkte, als wir sechs Jahre alt waren. Meine Schwester begann, Klavier zu spielen, da waren wir fast sieben. Ich begann zeitgleich mit Violine. Rate ich übrigens keinen Eltern, ihren Kindern ein solch grausam klingendes Instrument in die Hände zu drücken, wenn man eigentlich »*mal was Schönes*« hören will.

PATRIC CATANI Ich bin 1975 in einem Kölner Beton-Hochhaus auf den Weg geschickt worden. Der Grenzbereich zwischen Bickendorf und Ossendorf, bekannt aus der Doku »Ohne Gang bist du nichts« von Peter Schran. Ich war neulich mal dort, um nachzusehen, ob es noch so schlimm ist wie zu meiner Kindheit, aber es ist mittlerweile etwas entspannter. Habe schon sehr früh, in der dritten Klasse, den Commodore 16, dann das Klavier, den Commodore 64 und schließlich den Amiga 500 zum Spielen und auch zum Musikmachen genutzt.

REVEREND DABELER Mein Vater hatte immer Stereoanlagen und Schallplatten. Unglaublich viel Schrott, aber eben auch Elvis, Percy Sledge, Otis Redding, José Feliciano, Harry Belafonte etc. Musik war in unserem Haushalt ziemlich hochgehängt. Meine Familie kommt aus St. Pauli und da war man auch immer irgendwie mit Musik verbunden, von Hans Albers bis zum Star-Club. Ich bin dort großgeworden in den Siebzigern und bin an Orte gegangen, wo Musik gemacht wurde. Bo Diddley im Logo war eine Katastrophe. Wilson Pickett ebenda großartig. Percy Sledge im Bierpalast am Dammtor eine der traurigsten Veranstaltungen überhaupt – und gleichzeitig eines der schönsten Konzerte, das ich je sah.

PAUL BUSCHNEGG In Wien war nicht viel los damals. Für mich als Teenager bestand die Stadt aus Hausdächern, auf die geklettert werden musste, und aus Kinos, deren Notausgänge zum Einbruch einluden. Mit 13, 14 war ich eigentlich noch ein Kind, und ich wehrte mich heftig gegen das Erwachsenwerden. Um keinen Preis der Welt wollte ich teilhaben an dem, was normale Jugendliche so machten; nicht rein in die Diskotheken und Shopping Malls, nicht in die Tanzschule, in die viele gingen, auch nicht hinter die Bäume zum Rauchen. Stattdessen mieden wir, Loris, Rudi, Moritz und ich, die Diskotheken, kletterten auf die Shoppingmalls, pissten an die Tanzschulen und zeichneten die Bäume. Doch diese Romantik sollte bald ihr Ende finden – die Pubertät holte uns verspätet ein. Das verunsicherte Ich eines Außenseiters jedoch, in dessen Kopf Tocotronics »Ich mag dich einfach nicht mehr so« gegen Harry Potter, Frodo Beutlin und

Prinzessin Zelda antritt, liegt auch heute noch irgendwo tief in mir, und ich bin mir nicht sicher, ob dieses vor-erwachsene Ich verletzt ist oder selig schlummert.

BJÖRN SONNENBERG Ich bin in der baden-württembergischen Provinz aufgewachsen, wo der Nordschwarzwald beginnt. Die Familien meiner Eltern sind dort in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg aus dem Bayerischen und Schleswig-Holstein gelandet, daher gab es kein Gefühl von Generationen zurückreichender Verwurzelung und kein ausgeprägtes Bewusstsein für den Ort, seine Traditionen, Mythologien oder Eigensprachen.

STEFANIE SCHRANK Ich bin recht unberührt von zeitgenössischer Popkultur aufgewachsen, das ist einfach so passiert, ohne Privatfernsehen, ohne Gameboy, statt Bravo war die RTV (die der Tageszeitung beiliegende Fernsehzeitschrift) mein Fenster in den Mainstream, in einem Wohngebiet auf einem Hügel mit schlechter Verkehrsanbindung, dort wo der Schwarzwald beginnt. Trotzdem oder gerade deshalb übte die Welt des Pop einen großen Magnetismus auf mich aus und ich habe mir zusammenfantasiert, was und wie das alles sein könnte.

Mit meiner Boom-Box habe ich aus dem Radio Hits mitgeschnitten und mir so Kassetten zusammengestellt, auf denen die Songs meistens keinen Anfang und kein Ende hatten, deren Interpret*innen und Titel ich nicht kannte. Mit meiner kleinen Schwester hatte ich ein Fantasie-Bandprojekt, für das wir Plakate gemalt und Zeitungsberichte geschrieben haben: MINIKINNY, Besetzung: meine Schwester als Skinny (am Saxofon), von den Fans »*Popsophon*« genannt, und ich selbst als Minny, genannt Feuerkopf, an der E-Gitarre.

Später kam einmal die Woche der Bücherbus zu uns auf den Hügel und ich lieh mir unter anderem »Mellon Collie and the Infinite Sadness« von Smashing Pumpkins aus, was mich völlig überwältigt hat in seinem überbordenden Facettenreichtum, dazu die Menge an Songs und das Artwork; und da habe ich vielleicht zum ersten Mal ein Omnichord gehört. Dass ich im Booklet D'arcy Wretzky ent-

deckte, eine Frau (auf den Skatepunk-CDs von meinen Freunden spielten ausschließlich Männer), war eine Epiphanie. Ich fand sie so enigmatisch mit der Karotte in der Hand und erinnere mich, wie ich mich wirklich fragte: Wie hat sie es nur geschafft, da mitzumachen?

Auch als ich zum ersten Mal Kim Shattuck auf »Punk in Drublic« von NOFX hörte, fragte ich mich das. Irgendwie war es in meinem *Mindset* nicht vorgesehen, dass Frauen anders Akteurinnen im Bereich Musik sein können als eben Rezipientinnen, einfach, weil ich es nie erlebte. Klar kannte ich Nicole oder auch Madonna, aber das war etwas anderes als diese eingeschworenen Bandgemeinschaften, die ich bewunderte. Als Teenager ging ich gerne auf Konzerte von den ganzen regionalen Schülerbands (auch hier keine einzige Schülerin dabei), die meistens eine Art Pogues-mäßigen Folk-Punk spielten, und fand wie viele Gymnasiastinnen zu der Zeit WIZO und die Abstürzenden Brieftauben super.

Mein erstes großes Konzert war Lenny Kravitz in der Stuttgarter Schleyer-Halle. Ich hatte einen Gips am Bein und Krücken und wir standen ganz hinten. Kein überwältigendes Erlebnis, zumindest für mich, obwohl LK durch die Menschenmenge sprang und mit einer Dreadlocke meinen damaligen Freund am Arm berührte ...

Heute habe ich fünf Omnichords und bin auch Bassistin, noch immer keine Freundin von Großveranstaltungen, gestalte noch immer Plakate für meine Bandprojekte und hinke noch immer dem technischen Fortschritt hinterher.

AXANA EXNER Ich hab mit meiner Familie im Marderweg gewohnt, ganz oben im Dach, mit vielen anderen Familien zusammen. Marderweg 4, das mit weißen Platten verkleidete, hohe Haus, aber nicht höher als die Kiefern dahinter.

Die orange Vier mitten auf der Tür, neben dem dunkelbraunen Klingelkasten mit Gegensprechanlage. Nebenan war Oma, sie war immer da, ein liebevoller Fels in der Brandung, aber immer in Bewegung. Die Frau der eintausend Schatullen und mindestens doppelt